

Stimmbrüche, portugiesisch

José Cardoso Pires fällt zu Lissabon zwar allerlei,
doch nichts Bemerkenswertes ein

Von Hanns-Josef Ortheil

Am Anfang seines „Lissabonner Logbuchs“ steht José Cardoso Pires höch über dem Tejo und blickt auf die geliebte Stadt. Ah, sagt Pires, und man sieht ihn als Leser vor Wollust schmalzen, ah, sie ist wie ein Schiff, sie ist eine Stadt des Meeres, Lissabon, Lissabon! Ja, denkt der Leser enthusiastisch, das ist die Ouvertüre, Donnerwetter, man wird sich auf einiges gefaßt machen müssen.

Und José Cardoso Pires zeigt auch gleich, daß er selbst weiß, wie es nun weitergehen muß. Bloß nicht durchgängig in diesem Liebestenor, nein, der Abstand zum Thema erfindet erst die Städte, der Abstand! Und dann natürlich die sinnliche Präzision: „Stimmen und Gerüche gilt es wiederzuerkennen“, richtig, und dann wohl die Sprachen der Stadt, die Tonfälle, den Humor, die ganze Syntax, und das alles „in geduldiger Liebe“!

Kein schlechtes Programm, gewiß nicht, stimmt der Leser ihm zu, und schon denkt er an Städtebilder, deren Lektüren sich ihm eingepägt haben, literarische Meisterwerke wie die Städtebilder Walter Benjamins oder Joseph Roths, subtile Porträts, die den Leser etwas erleben lassen, was er nicht einmal gesehen haben muß. Und Lissabon – das wäre ein ideales Thema für ein solches Portrait! Seit auch in Deutschland die Bücher Fernando Pessoa's entdeckt worden sind, glaubt die halbe literarische Welt, Lissabon zu begreifen. Da käme ein scharf gezeichnetes, von einem Eingeweihten geschriebenes Dementi aller Halburteile doch gerade recht.

José Cardoso Pires ist so ein Eingeweihter, man bekommt es als Leser immer wieder zu spüren. Er ist sogar so eingeweiht, daß er seinen Pessoa ein wenig satt hat, ganz zu schweigen von Filmen wie Alain Tanners „Die weiße Stadt“, die für einen Eingeweihten wie Pires den Gipfel an Falschheit darstellen. Als „sterbenslangweilig“ und „böswillig“ empfindet er solche Filme.

Kein Pessoa also, überhaupt nichts von diesem Bild, das sich die verspäteten Portugal-Enthusiasten von Lissabon gemacht haben. Pires sucht etwas Verschwiegeneres, „Stimmen und Gerüche“, den Tonfall, die Syntax, wie gesagt, das Programm weckt Erwartungen, und nicht jeder muß Pessoa mögen, obwohl einem schon viel einfallen muß, um ihn nicht zu mögen.

Nun gut, Pires scheint sich die Hände zu reiben, laufend glaubt man ihn bei diesen großartigen Gesten zu beobachten, nun gut, jetzt kann es losgehen! Pires beginnt, man verzeiht es ihm noch, mit einigen Brisen Autobiographie, denen etwas leicht Anekdotisches folgt, der Tonfall ist nicht gerade präzise, eher ein sanftes Wellenschaukeln, als nippte da einer zur Einstimmung an vielen Namen, deren zweifellos betörender portugiesischer Klang nun eine Melodie ergeben müßte.

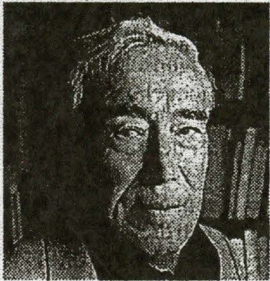
Dann jedoch sind wir irgendwann bei den Raben. Die Raben Lissabons mögen etwas für Eingeweihte sein, die Katzen sind es schon weniger, die Alten im Park sind es ganz gewiß nicht. Pires widmet diesen folkloristischen Lieblingsthemen aus der Mottenkiste der Reiseliteratur wahrhaftig seine zentralen Einstiegskapitel. Was er dabei zusammenscharrt, könnte einem einigermaßen talentierten Geist auch bei den Katzen Wanne-Eickels oder den Alten in den Dortmunder Parks eingefallen sein, nur daß Pires seine Eindrücke so halbpöetisch und raunend präsentiert, als handelte es sich um die obersten Messerspitzen an Lissabon-Erkenntnis. Mein Gott, ja, die Alten im Park, sie sind schweigsam, sie spielen Karten, und „ihr Horizont ist eng gesteckt“, das mag sein, müssen wir, um das zu begreifen, nach Lissabon?

Es ist so, als habe da einer ein gewaltiges Orchester einberufen, um nun mit drei Blockflöten auf Notensuche zu gehen. Kaum taucht ein Thema auf, über das sich zu schreiben lohnen würde, schon wird es mit wenigen Gesten kaltgestellt. Das Licht, die Farben der Stadt? „Ungewisse Farbtöne, je nach Tag und Gezeiten“, das fällt Pires dazu ein, bevor er wieder die Namen klingen und andere für sich sprechen läßt. Es scheint beinahe so, als verdürbe das Eingeweihtsein Pires seine Themen. Denn er behandelt sie entweder beschwörend oder von oben herab, als verstünde sich ganz von selbst, was er da an Einsichten anbietet. Zum einen spielt er den Kenner, und als solcher will er nicht zuviel verraten, zum anderen gibt er den Führer, der seine Körbchen mit Angelesenem ausschüttet.

Mit der Zeit bemerkt man: Nichts bleibt haften. Man schaut jemandem zu, der lauter Seifenblasen in die Welt bläst. Ob es um die Literaten Lissabons, seine U-Bahn, sein Pflaster oder seine Bars geht – Pires tritt immer als der gewiefteste Connoisseur an, dem schon bei den ersten Bissen alles im Hals steckenbleibt. Er läßt sich keine Zeit, die Brocken ruhig zu zerkaugen, er genießt sie nicht einmal, zerstreut bewegt er seine Themen in einem Sud von Bedeutsamkeit.

So aber sieht der Leser keine Atmosphären entstehen. Die Stimmen, die Gerüche, all das, was sich Pires zu zeichnen vorgenommen hat – es müßte in präzise Stilleben gefaßt werden, deren konkreter Zeichnung hier und da einige reflexive Passagen beigemischt sein müßten, unauffällig, wie vorsichtige Deutungsvorschläge.

Doch Pires ist weder in der Lage, Atmosphäre zu zeichnen, noch fällt ihm zu Lissabon etwas Bemerkenswertes ein! Den Gipfel an metaphorischer Erkenntnis besteigt er vielmehr, wenn er Lissabon als „die sich widerspiegelnde Stadt“ entdeckt. Ja, ge-



José Cardoso
Pires

nau, da spiegelt sich einiges: die Steinsetzer malen Blumen ins Pflaster, und es gibt herrliche Fliesenbilder und Fayencenfenster, Pires weiß sogar exakt, wo. Soll er jedoch so etwas deuten, bringt er es auf die Formel, Lissabon sei eine Stadt, die fähig sei, viele Variationen zu einem Thema zu erfinden, Lissabon sei die Stadt der „vielfältigen Einheit“.

Irgendwann gibt man als Leser auf. Man läßt sich an der Seite von José Cardoso Pires treiben, man hört nur noch ein Wellenschmätzen an den Hafenkais Lissabons, man sitzt im letzten Kapitel, wie es die sentimentalste Reiseprosa gebietet, bei den Möwen, und „Handel und Wandel, Menschenmengen, Europa“, alles liegt hinter oder vor einem oder auch drüber und drunter, es kommt nicht mehr darauf an.

„Eine gute Zeit, die Zeit dieser Einsamkeit“, beginnt José Cardoso Pires da wieder zu räunen, und da nehmen wir ihn endlich beim Wort und lassen ihn sitzen, einfach so, und mag er noch so eifrig versuchen, kurz vor Schluß noch einmal „die Stimme der anderen zu lesen“.

Und so stehen wir uns davon und hören, trotz der Möwen und trotz aller nur denkbaren Widerspiegelungen, immer leiser werdend, José Cardoso Pires' ach so monotone Stimme. Sie ist wieder da angekommen, wo sie ihr Drehorgellied begann, sie singt weiter die alte Weise: „Stimmen, alles Stimmen. Blicke. Erinnerungen.“ Ach ja.

● **José Cardoso Pires:**

Lissabonner Logbuch

Stimmen, Blicke, Erinnerungen; aus dem

Portugiesischen von Maralde Meyer-

Minnemann; Hanser Verlag, München 1997;

80 S.; 20,- DM